

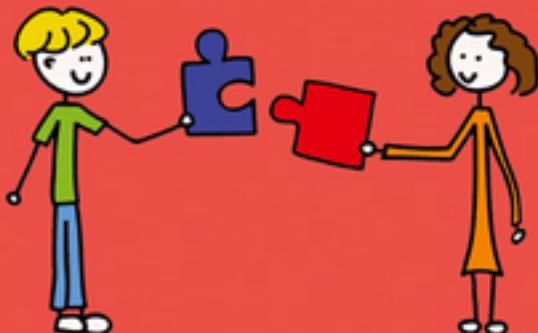
Karlheinz Benke (Hrsg.)

Kinder brauchen
[Zwischen]Räume

Bd. 2

Noch ein Kopf-, Fuß- und Handbuch

Mit Beiträgen von:
Harald Schwarz
Verena Scharf
Sabine Mair
Sabine Krones
Milosz Jara
Waltraud Engl
Maamoun Chawki
Karlheinz Benke
Bärgit Benke



PETER LANG
EDITION

... in noch mehr [Zwischen]Räume eintreten

Raumbrücken

Karlheinz Benke

Wie schon das erste Handbuch so richtet sich auch der Folgeband an Erwachsene in Lebens- und Erziehungs-, Studiums- und Berufsalltagen, die offen sind für die Bedeutung von [Zwischen]Räumen für die kindliche Entwicklung; die auch offen sind für die Vielfalt von ‚Raum‘, der Kindern die nötigen Möglichkeiten bietet, sich diesen zu erobern und sich ihn anzueignen. Damit sich dieser Prozess erfolgreich vollziehen kann, ist seitens der Erwachsenen ein ganzheitliches Verständnis von Denken und Handeln hilfreich, das das [Zwischen] nicht isoliert, sondern als Wechselbeziehung und Übergang von einem zum anderen Raum sehen kann.

Die hier geschilderten Beispiele dazu spiegeln weder ein *Entweder-Oder*, noch ein *Schwarz-Weiß*, sondern sind schlichtweg bunt – so wie unsere Welt selbst. Die eine oder andere Anregung hier könnte helfen, die Bedeutung der zahllosen, meist unbeachteten und oft auch kostenfreien ‚Raumperlen‘ im Kinderalltag zu erkennen. Ob sie sich nun als *Kommunikationsräume*, als *Sinnes- oder Beziehungsräume*, *alternativpädagogische* oder *schulische Freiräume*, als *therapeutische* oder *Zeiträume*, als *Glücks- oder VerSchonräume* bzw. als *öffentliche* oder *Stadträume* zeigen, ist sekundär.

Auch das vorliegende Werk selbst versteht sich in seiner Grundhaltung *nicht gegen* etwas, sondern *für* etwas. Es tritt ein *für* Selbstbestimmungsmöglichkeiten des Kindes im alltäglichen Handeln und sieht in geistigen und körperlichen Aktivitäten gleichermaßen die Grundlage kindlicher Lernerfahrungen bzw. Raumaneignungsprozesse. Denn wie Donata Elschenbroich so treffend festhält: „Um uns in der Welt schrittweise einzuarbeiten zu können, sind wir darauf angewiesen, dass man sie uns zeigt.“¹

Sei es, dass es darum geht, Kindern [Zwischen]Räume anzubieten, indem man ihnen einfach nur Zeit für ein (freies) Spiel lässt (damit

¹ Zitiert in Salcher, Andreas (2008). Der talentierte Schüler und seine Feinde. Salzburg: Ecwin (Zitat: S. 152f).

einmal nichts dabei herausschauen muss), mit ihnen scherzt oder sprachspielt (auch wenn sonst so vieles ernst sein muss), einmal mit ihnen gemeinsam Zug fährt (auch wenn das Auto viel praktischer und schneller ist), ein fremdes Land besucht (auch wenn man selbst nicht gerne verreist) oder auch nur im Garten im Zelt übernachtet (auch wenn das als unbequem gilt), sich von oben bis unten schmutzig macht (auch wenn man das selbst niemals möchte) bzw. Kinder zum Essen einfach Salat dazu anbietet (auch wenn man ihn selbst nicht mag). Eine Liste, die sich rasch beliebig verlängern lässt.

Im Mittelpunkt sämtlicher raumgreifender Überlegungen steht einmal mehr das *selbstbestimmende Kind*, das sich über (möglichst) vielfältige Sinneswahrnehmungen seine (Um)Welt *aktiv* aneignet und so selbstbestimmt erschafft. (Eine Sichtweise, die eine sehr klar bevormundende, fremdbestimmende Haltung der Erwachsenen ebenso ausschließt wie jene von Erziehungsratgebern, die angesichts zunehmend häufiger werdender Unsicherheiten oftmals nur den Lesenden ihre intuitive Kompetenz, ihr gesundes Bauchgefühl abzusprechen scheinen.)

Es geht um jene *Selbstbestimmungskompetenz* (bei gleichzeitiger Anerkennung der Notwendigkeit von Gestaltungs- und Entscheidungsfreiraumen), die das Kind auch wirklich *in möglichst vielen Momenten* eigeninitiativ das machen lassen kann, wonach ihm der Sinn steht; was es die Welt um sich herum immer wieder neu erfinden lässt. Den dafür nötigen Möglichkeitsraum *bewusst und altersentsprechend* zur Verfügung zu stellen, ist eine der Hauptaufgaben von uns Erwachsenen. Allerdings mitsamt seinen Grenzen!

Denn selbst Handlungsspielräume und Freiheiten sollten keinesfalls frei von Führung durch die Erwachsenen sein (ein beliebter Irrglaube übrigens). Denn zweifelsfrei ist es Aufgabe der Erwachsenen, den Kindern Halt und Orientierung geben und zwar in Gestalt eines Rahmens, innerhalb dessen die Kinder so manche Entscheidungen eigenverantwortlich treffen können (und auch sollen). Fehlen diese Möglichkeiten, so werden wir *haltlose Kinder* erleben, die entgrenzt agieren und aus dem Rahmen fallen bzw. auch emotional auf sich selbst gestellt aufwachsen und wenig Empathie zeigen (können). Diesen Kindern fehlt ein Gegenüber – durchaus verstanden im Sinne eines Widerparts. Zumal jeder Widerstand, jede Reibefläche oder Orientierungsmarker dabei hilft, dass das Kind auf der Suche nach einem Gegenüber nicht sprichwörtlich ‚ins Leere‘ greift.

Kinder brauchen also Persönlichkeiten als *Vorbilder*, die imstande sind das Kind in den stürmischen Zeiten des Heute wie Morgen über die Wogen des Lebens zu geleiten. Sie brauchen jemanden, der selbst stark und weich zugleich sein kann, der ebenso adäquate Antworten finden wie auch schweigen kann. Jemanden, der sich selbst auch zu positionieren weiß und sich (reinen Gewissens) auch schon einmal gegen den Mainstream oder die Masse stellt (und bereits dadurch Räume zu öffnen hilft). Jemanden, der so vielfältige Personen und Persönlichkeiten in sich vereint, wie es nur fürsorgende Erwachsene tun können. Jemanden, der Kopf, Hände und Füße benutzt und real bzw. (im doppelten Wortsinn) angreifbar ist. Jemanden der (im doppelten Wortsinn) berührt und als Erlebniskontrast zu virtuellen Räumen dient. Jemanden wie – Sie?

Jemand wie Sie jedoch muss gerade im turbulenten gesellschaftlichen Heute über ein stabiles Ich verfügen, das reflektiert zu handeln imstande ist und sich nicht (weder von den neuen noch alten Medien oder sonstigen Institutionen) vor sich her treiben lässt. Jemand, der die Kraft hat, nicht der Versuchung (oder Falle?) zu erliegen das Beste zu wollen, sondern einfach nur das Idealste. Der oder die dazu imstande ist, die Bedürfnisse des Kindes und nicht die des Erwachsenen zu erkennen, der mutig genug ist, die Fähigkeiten des Kindes nicht zu verklären und auch keine Angst davor hat, eben nicht ‚alles‘ (also: das Bestel) für das Kind getan zu haben.

Und dazu braucht es von erwachsener Seite aus zunächst einmal Zeit zur gedanklichen wie emotionsbetonten Auseinandersetzung mit sich und seinen eigenen Bedürfnissen – aber vor allem mit dem Kind selbst und seinen Bedürfnissen. Zeit, die man sich als verantwortungsbewusster Erwachsener aber auch erst einmal nehmen wollen muss. Solcherlei entschleunigte Momente können dazu animieren, die Bedeutung von Langsamkeit und der Kraft emotionaler Kompetenz (EQ) für die kindliche Entwicklung zu erkennen und diese vielleicht doch über die Forcierung der Wissensschiene (IQ), also einem bildhaftem ‚Bulimielernten‘, zu reihen. Dann könnte auch eine erfolgreiche Verknüpfung kindlicher Bedürfnisse mit der Förderung von Empathie sowie der Entwicklung von Beziehungsfähigkeit (zu sich selbst, der eigenen Umwelt und den Menschen dieser Welt) stattfinden. Denn wie der Linzer Psychologe Kurosch Yazdi auf der Suche des Menschen nach einem Immer-Mehr so pointiert formuliert, ist gerade diese Beziehungsfähigkeit „das Um und Auf für eine Wissensgesellschaft, und nicht möglichst viele Kinder, die

mit zehn Jahren abstrakte Algebra beherrschen, um medienwirksam beim PISA-Test zu reüssieren.“²

Gelingt diese Verknüpfung emotionaler Grundkomponenten, gelingt eine Sensibilisierung aller Sinne, dann, ja dann, wäre eine Basis für selbstbestimmte Raum- und Lernerfahrungen von Kindern gelegt. Noch nicht mehr – aber auch nicht weniger!

Einmal mehr inspirierende Stunden wünscht für das schreibende Team,

Karlheinz Benke

PS: Obwohl aus Gründen der leichteren Lesbarkeit im Text vorwiegend die rein männliche Form gewählt wurde, ist die Verwendung des so genannten ‚generischen Maskulinums‘ als geschlechtsunabhängig zu sehen und beinhaltet unserem Verständnis nach selbstverständlich auch stets die weibliche Form.

² Yazdi, Kurosch (2013). Junkies wie wir. Spielen, Shoppen, Intranet. Was uns und unsere Kinder süchtig macht. Wien: Edition a (Zitat: S. 195).

II. Überblick

Hundert Sprachen hat das Kind

Und es gibt Hundert doch

Ein Kind ist aus hundert gemacht,
ein Kind hat hundert Sprachen,
hundert Hände,
hundert Gedanken,
hundert Weisen zu denken,
zu spielen, zu sprechen.
Hundert, immer hundert Weisen
zu hören, zu staunen, zu lieben.
Hundert Freuden
zum Singen,
zum Verstehen.
Hundert Welten zu entdecken,
hundert Welten zu erfinden,
hundert Welten zu träumen.
Ein Kind hat hundert Sprachen,
(und noch hundert und hundert ...)
aber neunundneunzig werden ihm
geraubt.
Die Schule und die Kultur
trennen ihm den Geist vom Leib.

Man sagt ihm, es soll
ohne Hände denken,
ohne Kopf handeln,
nur hören und nicht sprechen,
ohne Freuden verstehen,
nur Ostern und Weihnachten
staunen und lieben.
Man sagt ihm, es soll
die schon bestehende Welt ent-
decken.
Und von hundert Welten
werden ihm neunundneunzig
geraubt.
Man sagt ihm, dass
Spiel und Arbeit,
Wirklichkeit und Fantasie,
Wissenschaft und Vorstellungskraft,
Himmel und Erde,
Vernunft und Träume Dinge sind,
die nicht zusammenpassen.
Ihm wird also gesagt,
dass es Hundert nicht gibt.
Ein Kind aber sagt:

„Und es gibt Hundert doch.“

Loris Malaguzzi¹

¹ Loris Malaguzzi begründete die Reggio-Pädagogik. Verfügbar unter: http://www.reggio-paedagogik.at/pdf/netzwerk_Loris_Malaguzzi.pdf

Wie miteinander reden?

Kommunikationsräume

Karlheinz Benke

Es steht außer Frage, dass sich die Kommunikation in ihren vielen Facetten allein schon durch die Nutzung der ‚Neuen Medien‘ (Social Media) in den letzten Jahren massiv verändert hat. Vor allem was die Möglichkeiten und die Zeit, die man von Angesicht zu Angesicht miteinander kommuniziert, anlangt. Es scheint in einem ‚Nebeneinander und nicht miteinander‘ zu münden.

Was jedoch unverändert blieb, sind die Grundbedürfnisse von kleinen und großen Menschen in der Kommunikation. Die Sehnsucht nach gemeinsamer Zeit und danach, verstanden zu werden. Beides scheint (zumindest quantitativ – vgl. Benke, 2005, S. 31) abzunehmen.

Auf der einen Seite verbringen wir heute viel Zeit quasi ‚nebeneinander‘, wenn etwa Erwachsene bereits in Gegenwart der Jüngsten mittels Handy bzw. iPhones kommunizieren. Vor allem die jüngeren Kinder sind nahezu permanent Teil der Erwachsenenwelt. Ja, sie sind – da man sich ja nicht mehr zum Ort der Kommunikation, dem Telefon, wegbegeben muss – physisch und thematisch mittendrin. Diese scheinbare Teilnahme an der Erwachsenenwelt täuscht nicht nur ein ‚Miteinander‘ vor, das sie nicht einlösen kann, sondern löst zugleich eine ganz wesentliche Grenze betreffend Gesprächsinhalten auf. Nämlich was für Kinderohren bestimmt ist und was nicht.

Auf der anderen Seite leben wir Erwachsene Kindern gegenüber eine verstärkt ‚distanzierte Beziehung‘. Der Mangel an räumlicher (gemeinsamer Alltag auf der Straße, dem Acker etc.) und zeitlicher Nähe (von früh bis spät) hat nicht bloß fehlenden Körperkontakt und damit auch fehlende emotionale Zuwendung zur Folge (vgl. Benke, 2011a, S. 45), sondern wird durch die zunehmende ‚Virtualisierung von Kommunikation‘ (vgl. Benke, 2011b, S. 163ff) auch noch verstärkt. Bereits die Kleinsten verfügen heute über ihre ‚elektronische Nabelschnur‘ in

Gestalt eines Handys und es scheint zumindest aus diesem Blickwinkel nachvollziehbar, dass sich Wünsche nach einem Handy tatsächlich bereits auf dem Weihnachtswunschzettel mancher Dreijähriger finden.

Einfach reden ...

Wir kommunizieren digital, wir surfen, chatten, SMSen, facebooken und twittern. Wir sind längst angekommen im digitalen Zeitalter; die kommunikative Zukunft ist tägliche Realität. Nahezu pausenlos nützen wir (in unserer – oft unbewussten – Rolle als Vorbilder) die Kanäle gängiger Alltagsmedien. Inmitten des digitalen Zeitalters, eines Web 2.0, wirkt Kommunikation über ihre Dauerpräsenz ebenso selbstverständlich wie einfach. Wenige nur scheinen zu hinterfragen, welche Auswirkungen es auf unseren Alltag und den unserer Kinder hat, wenn wir in der Kommunikation zwar schon mit der ‚virtuellen Version 2.0‘ arbeiten, ohne aber noch die ‚reale Version 1.0‘ oder gar deren Grundlagen in einem hilfreichen Ausmaß verinnerlicht haben. Oft, zu oft im selben (analogen) Alltag, stoßen wir – unter uns Erwachsenen – an unsere Grenzen, aber vor allem auch im Umgang mit Kindern.

Es geht um das Reden – das ‚Miteinander Reden‘. Was einfach klingt, erweist sich – wenn es drauf ankommt – als nicht mehr so einfach. Was gerade so normal klingt, ist es dann offenbar nicht mehr. Auch (miteinander) reden will gelernt sein.

Wo allerdings lernen wir, wie wir bzw. warum wir miteinander (nicht) gut kommunizieren können? Es ist wohl ein interessantes Paradoxon, dass ein Basiswissen um Kommunikation, obwohl sie die Grundlage für unsere Interaktionen darstellt, noch immer keinen selbstverständlichen Bildungsstandard im Zuge der Schullaufbahn darstellt, sondern man sich das Know-how dazu erst (später und freiwillig) in Seminaren erarbeiten wird müssen.

Was sind nun die Geheimnisse jener hilfreichen Kommunikationsräume, die sich zwischen Kindern und Erwachsenen aufspannen? Woran liegt es, wenn Kommunikation zwischen Jung und Alt bzw. Groß und Klein erfolgreich, also ‚auf Augenhöhe‘ verläuft und Missverständnisse die Ausnahme und nicht die Regel sind? Mit welchen Techniken gelangt man zu einem empathischen, wertschätzenden Zugang zu Kindern? Damit die Kinder von heute und morgen nicht bloß die eigene Position

verstehen, sondern auch die des Gegenübers wahrnehmen, akzeptieren bzw. verstehen und ausdrücken können und so gerade im Zuge einer globalisierten Weltgesellschaft besser mit Unterschieden umgehen lernen.

Kommunikation ... worauf es ankommt

Wie ich mit dem Kind spreche, hängt neben dem eigenen Menschenbild (autoritär, partnerschaftlich etc.) vor allem von der Situation an sich sowie der Befindlichkeit der Beteiligten ab, zwischen denen Kommunikation stattfindet. Und zwar auf verbaler wie non-verbaler Ebene.

Häufig erfährt ein an sich bereits komplexer Kontext auch noch durch ein enges Zeit-Raum-Korsett (von Erwachsenen und zunehmend auch Kindern) seine Zusitzung, welches wiederum meist wenig Spielraum zum Verschraufen und damit zum Reflektieren lässt. Mit dem Fazit, dass sich Kommunikation in einem ungünstigen Setting vollzieht und auf beiden Seiten das Gefühl ‚nicht verstanden zu werden‘ entsteht und sehr rasch die Gesprächsatmosphäre kippen lässt.

Auf der einen Seite ist das Kind unzufrieden, da es ein Nicht-Eingehen auf seine kindlichen Bedürfnisse ortet, auf der anderen Seite steht ein Erwachsener, der nicht die Kraft hat die Signale und Bedürfnisse des Kindes erkennen zu können. Nur wenn es den Erwachsenen selbst aber gut geht – so die Erkenntnisse aus der Bindungsforschung – können sie in Stress-Situationen das notwendige Bauchgefühl entwickeln, das sie für einen kindgerechten, altersadäquaten und in idealer Weise reflektierten Gesprächskanal benötigen.

Grundlegendes wäre aber schon geschehen, wenn man sich – nicht mehr, aber auch nicht weniger – einfach ‚nur‘ Zeit für vielfältige Interaktionen mit dem Kind nimmt, vieles nicht zwischen Tür und Angel bespricht oder noch kurz ‚irgendwann‘ unter dem Aspekt ‚Hauptsache es passiert!‘ zeitlich hinein presst. Und die gemeinsame Zeit vor allem dem Zuhören widmen, denn wie Zenon einst sinngemäß philosophierte, hat der Mensch ja deshalb zwei Ohren aber nur einen Mund, damit er mehr zuhören als reden kann.

Für diese beziehungsfördernde individuelle Zeit, die ausschließlich dem Kind gewidmet ist, bietet sich bei kleinen Kindern die ‚Zu-Bett-Geh-Zeit‘ an, während es bei den Größeren ein entschleunigendes